

Die Hecke

Sie stand vor ihm und erwartete seine Antwort, und ihr höfliches Lächeln wirkte so aufgesetzt, dass es im nächsten Augenblick abzufallen drohte, um einer gierigen, verächtlichen Fragerei zu weichen. Karl entschuldigte sich, er sei müde, langsam im Denken, er wolle sich nicht schämen müssen, die Unterhaltung zu bremsen und seine Einsätze zu verpassen oder in ganz falschen Momenten einzuwerfen, es wäre ihm lieber, wenn man ihn entschuldigen könnte, die Teerunde sei ohne ihn besser bedient. Die Nachbarin versicherte, seinen Wunsch nach Ruhe zu verstehen, obwohl sie wusste, dass gerade die dauernde Ruhe ihn so träge machte, so widerlich erhaben über jede noch so kleine nachbarschaftliche Geste, und sie ging in ihr Haus zurück, das an Karl's grenzte und selber nur eine Scheibe des Reihenhauses war, das ein Stück weit die Ausfahrtsstrasse begleitete, eine Strecke, die ausreichte, um die Stadt zu vergessen.

Es war vierzig Jahre nach dem Krieg, zwanzig nach dem Einfrieren des Bestandes an Meinungen. Zwanzig Jahre lang hatten Marmorkuchen, Friandises, Teesilber und Sherry auf dem Spitzentuch gestanden, um immer von neuem die Gleichartigkeit zu festigen, den Leidensweg zu begradigen, auch wenn er nie so verlaufen war. Karl war den Nachbarn fremd geblieben. Er sagte nicht und meinte nicht. Er folgte ihren Einladungen nicht, fragte nicht nach ihren Kindern und Enkeln, es schien ihn sogar anzustrengen, sich zu bedanken für die Sorge, mit der sie sich wieder und wieder nach seinem Wohlergehen erkundigten. Und nachts stand er am Fenster, obwohl die Nacht nur dazu da war, um hohl zu klingen, ein Zuhause suchend, während sie noch Heimat hatten.

Armin P. Barth, geboren 1962, lebt in Wetzikon. Mathematikstudium an der Uni Zürich, seit 1986 Gymnasiallehrer.

Regelmässige Publikationen in der NZZ zum Thema "Künstliche Intelligenz". "Stundenlichter", Juris-Verlag 1988, "Trautheim", GS-Verlag 1991, Veröffentlichungen in diversen Zeitungen.

Karl ging ins Wohnzimmer zurück und setzte sich, wie aus Trotz gegen die Nachbarn, die jetzt assen, tranken und erklärten, ans Fenster, um dort den Rest des Tages zu verbringen und die Nacht und den Morgen, und um einzuschlafen, wenn die Vögel in der Hecke erwachen und sich ausschütteln würden. Die Hecke versiegelte seinen Garten, verschloss Karl so, wie er war, verbarg ihn und verbarg die Welt vor ihm. Sie war so hoch, dass er die Menschen hinter ihr nicht zu sehen brauchte, nur ihre Mützen, Hüte und Schirme, die modernen Frisuren, wenn die grossen Menschen sie sich leisteten, Rauch - woher? -, Bälle wie bunte springende Fische, Seifenblasen, Luftballons, Fahnen, die ins

Geschichtsbuch gehörten, Spruchbänder, Parolen, Pathos, nichts und niemand sei vergessen. Und von drüben, von den Nachbarn, hörte Karl hastiges Sprechen, über ihn sprachen sie und kratzten mit ihren Messern, es klang wie Kriegsgeschirr, das man gegen ihn rüstete.

Karl fehlten die Vergleiche, um sich einzuordnen. Er hatte nur seine Stummheit, die sich an der Hecke staute, seine Feigheit; und wie jeder Einzelne hatte er seine Wirkungslosigkeit. Die Hecke hielt ihm einen Spiegel vor, in dem er immer nur sein Scheitern sah, repetierend und vervielfachend. Er war sicher, er hatte Sprengstoff in der Seele, der bei der geringsten Erregung hochging. Karl sah den Vögeln zu, die nachts immer in der Hecke schliefen, mit knisterndem Gefieder. Tagsüber, wie auch jetzt, frassen sie vom Garten oder machten sich über die Statue her, die vor dem Fenster stand. Wahrscheinlich wetzten sie ihre Schnäbel an der Statue, dachte Karl, und er sah, dass durch das Schaben, Scharren und Stochern der Vögel die Statue ihr ursprüngliches Äusseres gänzlich verloren hatte. Früher hatte sie ein kleines Kind dargestellt mit einem ganz alten Gesicht und einer unnatürlichen Weisheit darin. Aber die Vögel hatten das kleine Kind ausgekratzt und gaben der Statue nun, täglich deutlicher, ein neues Gesicht: Karl's Gesicht. Davon wussten die Nachbarn nichts, die über ihn Gericht hielten und Gerechtigkeit tranken; sie wussten nichts von den Vögeln, die ihm eine Grabsäule bauten.

Von drüben klangen die Stimmen nun leise, geordnet, einig, bereit. Wahrscheinlich war man schnell übereingekommen, was mit Karl zu geschehen hatte. Dieser wollte jedes Urteil annehmen, wenn es nur ein Urteil war, das ihn ein für allemal einordnete. Während er wartete, folgten seine Augen, ruhelose Augen, die im Kerker ihres starren Schädels hin- und herliefen, den Vögeln, die kratzten und ins Wohnzimmer glotzten, wie um Mass zu nehmen, und der Sonne, die ein blassgelbes Eiskorn war, das schmolz und am Himmel herabrutschte, und dem Wiegen der Bäume hinter der Hecke, denen der Mut zum Blühen fehlte.

Dann war es Abend, und die Dunkelheit kam wie eine Springflut über die Stadt, umspülte die Häuser und gaffte durch die Fenster, hinter denen ihr flackernde Lichter widerstanden. Karl wartete auf sein Urteil, unbewegt, unbeweglich. Nur seine Augen waren

weisse, nasse, rasende Tiere in knochigen Höhlen, aufgescheucht von einer dunklen Ahnung. Die Nacht stemmte sich gegen Karls Haus, umschloss es, wie um es zu ersticken, umklammerte es, wie um es zu zerquetschen, die Nacht nahm Karl gefangen. Und von drüben hörte er Getrampel, dort stellte man die Kolonnen auf, um gegen ihn vorzurücken, Kolonnen, die sich im Teesilber spiegelten, verzerrt, aber im Gleichschritt, hüpfende Kuchenreste, zermalmtes Gebäck, vom Klopfen der Absätze leise schlotternder Sherry, die Nachbarn schreitend, schnaubend, schwelend, schmitzend, und Karl sass vor der Nacht, scheiternd, schauernd, schweigend, schwindend, und die Nacht war aus Eisen. Die Vögel schliefen mit knisterndem Gefieder. Die Grabsäule war vollendet.

Da kamen sie endlich, Stiefel wie Feuersteine, die Funken aus dem Boden schlugen. Kamen. Kamen. Jetzt klopfen sie. Sie waren so höflich anzuklopfen.